

Unser Volksleben in den Darstellungen des 16. u. 17. Jahrhunderts

Autor(en): **Lehmann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **218 (1939)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unser Volksleben in den Darstellungen des 16. u. 17. Jahrhunderts.

Von Hans Lehmann.

In der alten Eidgenossenschaft gab es vor der Reformationszeit keine bodenständige Kunst. Das lag schon an ihrer geographischen Lage und ihren wirtschaftlichen Zuständen. Was in dem Berglande der Boden hervorbrachte, reichte kaum zur Ernährung seiner Bevölkerung aus. Blühende Handwerke oder Industrien, die durch Export Geld ins Land brachten, gab es nur in einzelnen Städten. Wohl führten die Wege nach wichtigen Alpenübergängen durch ihr Gebiet, diese selbst aber lagen mit Ausnahme des Gottthards auf den Territorien nur lose mit ihr verbundener selbständiger Staatswesen wie des Wallis und Graubündens. Von ihren 5 Länder- und 8 Stadtstaaten wahrte jeder seine eigenen Interessen, und nur drohende Kriegsgefahr schloß alle enger zusammen, auch dann nicht ohne die Widerstände einzelner. Es gab innerhalb ihres Gebietes auch keine großen Hofhaltungen, an denen die Kunst ihre besondere Pflege fand. Denn Sitze mächtiger Dynasten mit einer solchen verunmöglichten die politischen Zustände. Der Wechsel von der Naturalwirtschaft zum Geldverkehr, der sich immer mehr durchsetzte, traf zudem die größeren und kleineren Herrschaftsherren am schwersten, und wo sie sich im Besitze ihres Gebietes behaupten konnten, brauchte es der Sparsamkeit und Klugheit, um noch standesgemäß leben zu können. Wohl lagen in den Städten die Verhältnisse günstiger, aber auch innerhalb ihrer Mauern wuchs der Wohlstand nur weniger Kaufleute über die Mittel zur Führung eines einfachen bürgerlichen Lebenshaltes hinaus. Auf dem Lande hoben zwar Viehhandel und Weinbau den Wohlstand einzelner Familien, daneben aber gab es, wie in den Städten, viel Armut.

Das änderte sich mit den Siegen über den Herzog Karl von Burgund in den 1470er Jahren und denen noch vor Schluß des Jahrhunderts über den Kaiser Maximilian. Aber es war nicht in erster Linie die Beute, welche die siegreichen Eidgenossen und ihre ausländischen Verbündeten dem burgundischen Heere abgewonnen hatten, die ihnen vermehrten Wohlstand brachte, sondern das größere Ansehen bei den Großmächten. Dieses erleichterte den Kaufleuten zu Stadt und Land die Ausföhrung ihrer Waren durch günstigere Zollverträge und den Schutz der Straßen vor Beraubung der Warenzüge und Viehtransporte. Andererseits aber führten sie zum Söldnerwesen und damit zum Export von Kriegsknechten. Ihr Abgang erleichterte den Zurückgebliebenen ihre Existenz in den Gegenden, wo der heimische Boden nicht mehr allen auch nur einen bescheidenen Unterhalt zu verschaffen vermochte, brachte aber für die Hinterlassenen derer, die nicht mehr zurückkehrten oder als Krüppel oder sittlich Verkommene, nur vermehrtes Elend. Den Regierungen dagegen verschafften die Soldverträge neue, bis dahin unbekannte Einnahmen und denen, die sich für ihren Abschluß persönlich entschädigen

ließen oder erfolgreiche Führer waren, Wohlstand, sogar Reichtum.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich bei den Zeitgenossen das Gefühl durchsetzte, es habe sich am Schluß des 15. Jahrhunderts ein mächtiger Umschwung zugunsten einer neuen, anspruchsvolleren Lebenshaltung vollzogen; denn die damaligen Chronisten berichten darüber sehr deutlich, doch fällt ihr Vergleich mit den früheren Zeiten zu deren Gunsten aus. Sie warnten darum vor diesem neuen, bis anhin unbekanntem Aufwand in Kleidung und Vergnügungen und priesen die einfachen Zustände in einer vergangenen, glücklicheren Zeit, wie dies heute wieder der Fall ist, trotz den riesigen Errungenschaften der modernen Technik und dem scheinbar höheren Lebensstand.

In die Zeit dieses Umschwungs fällt das Aufkommen der Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen. Sie verdankte ihren Ursprung der Einführung einer neuen Fensterverglasung mit sogenannten Buzenscheiben, die im Wohnungswesen unbekannte Verbesserungen für die Belichtung der Räume brachte und damit für das Wohnen und Arbeiten in ihnen. Da ihre Anschaffung aber mit größeren Kosten verbunden war, schenkten sich die Regierungen gegenseitig solche namentlich für die neuen Rathhäuser als Freundschaftsbezeugungen, und bald haten auch die geistlichen Herren darum für ihre neuen oder restaurierten Kirchen und die Kloster Räume. Ihnen folgten die Zunft- und Schützengesellschaften für ihre neuen Häuser, die Gastwirte für ihre Herbergen und schließlich selbst Bürger, die glaubten, zufolge irgendwelcher Verdienste für die Öffentlichkeit darauf ein Unrecht zu haben. Das führte zur Sitte der staatlichen Fensterschenkungen. Da die Räte aber zuweilen als besondere Auszeichnung für den Beschenkten in die Glasfenster auch ihre vom Glasmaler gemalten und gebrannten Standeswappen einsetzen ließen, erweiterte sich diese Sitte zur Fenster- und Wappenschenkungen. Der Gefallen an diesen neuen Fenstern mit ihrem farbigen Schmuck wurde so groß, daß nicht nur der Adel auf seinen Schlössern und in seinen städtischen Häusern, sondern auch der Patrizier und schließlich Bürger und Bauer sich gegenseitig Glasgemälde in die Fenster stifteten.

Die Wappenschenkungen hätten an sich keinen neuen bodenständigen schweizerischen Kunstzweig zu schaffen vermögen. Denn Wappen gab es überall. Auch die Darstellungen der Landesheiligen, die man ihnen beigesellte, waren solchen nachgebildet, wie man sie im In- und Ausland auf den Wänden von Kirchen und Altären sah. Erst als für solchen Fensterschmuck auch die Banner, die kriegerischen „Ehrenzeichen“ der Stände und Städte, nachgebildet wurden, kam ein nationales Element in diesen Fensterschmuck. Mit solchen einfachen Bannernachbildungen begnügte man sich jedoch nur kurze Zeit. Sie wurden ersetzt durch

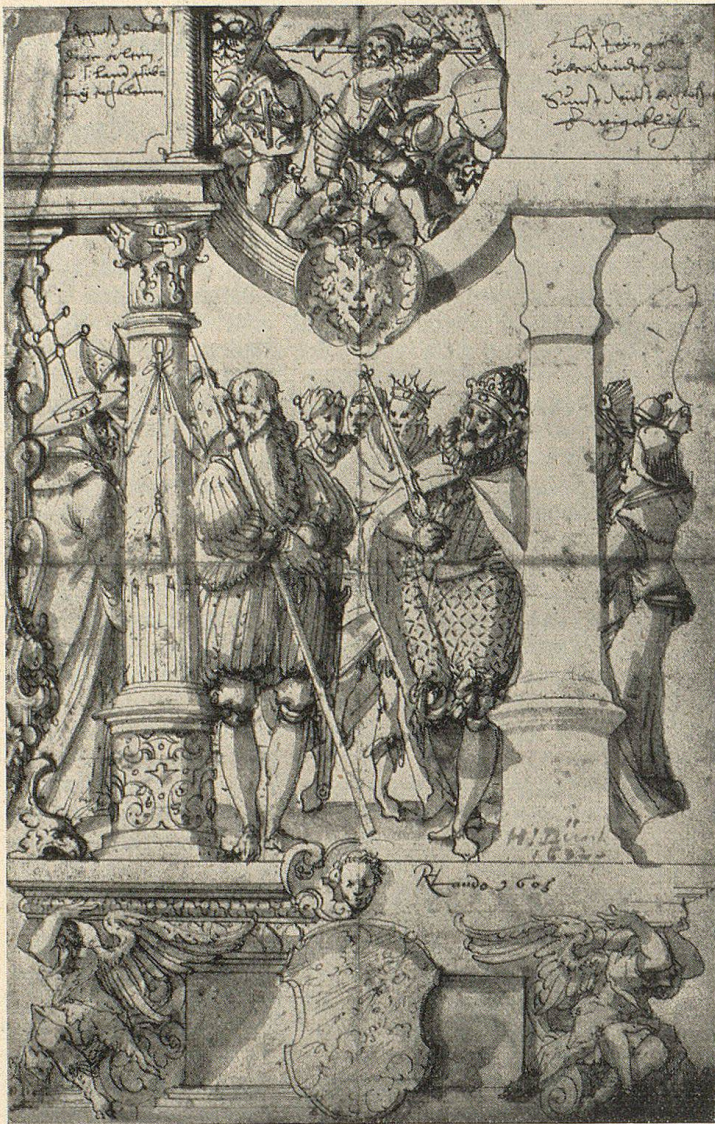


Abb. 1. Spottbild auf den Söldnerdienst.
Von Hans Jakob Dünz in Bern. 1602.

Kombinierungen von Standeswappen mit den Bannerherren oder mit Kriegskleuten und den Standesheiligen in gemeinsamem Rahmen. Zum Unterschied von den großen, gemalten Kirchenfenstern nannte man seit dem 19. Jahrhundert diese kleinen, von einem Bildrahmen eingefassten Kompositionen für kirchliche und weltliche Bauten *Kabinettstheben*. Wie einst in den Kirchenfenstern, so suchte die fortgeschrittene Glasmalerkunst auch in diesen Arbeiten kleineren Formats Erzählungen aus der Bibel und den Heiligenlegenden im Bilde darzustellen, wobei man ihnen zuweilen die Wappen der Schenker beigesellte. Da der größte Teil der Schenkungen in die Fenster von Profanbauten gemacht wurde, begnügte man sich auch damit nicht, sondern erweiterte das Darstellungsgebiet auf die Geschichten und Sagen des griechischen

und römischen Altertums, soweit damit Beispiele nachahmenswerter Tugenden oder vor verderbenbringenden Leidenschaften warnender dargestellt werden konnten, und auf solche aus der vaterländischen Geschichte und Sage, in denen Mut, Tapferkeit und Vaterlandsliebe ihre Verherrlichung fanden. So entstanden die Figurenscheiben. Diese Entwicklung der Glasmalerkunst vermochten die Wirren der Reformationszeit nicht zu hemmen. Sie schufen sogar als neue Art das konfessionelle Spottbild nach Art der Holzschnitte in den Streitschriften der Theologen. Nach einer Richtung aber brachte die Reformation eine grundsätzliche Scheidung in die Arbeiten für jede der beiden Konfessionen: Die Katholiken verblieben bei ihren massenhaften Darstellungen der Heiligen und Heiligenlegenden. Die Reformierten aber ersetzten diese nicht nur durch die reichere Verwendung von Darstellungen weltlicher Art, wie wir sie schon erwähnten, sondern auch durch solche aus der Bibel, besonders den Geschichtsbüchern des Alten Testaments und der sog. Apokryphen, soweit damit moralische Lehren zu bildlicher Darstellung gebracht werden konnten, durch erbauliche Geschichten zur Befestigung des Glaubens und durch beliebte Parabeln wie die vom verlorenen Sohn und andere als Gleichnisse allgemein geltender Moral. Dazu kamen später die Allegorien als künstlerische Personifikationen abstrakter Begriffe wie der Tugenden und Laster, der fünf Sinne, der Werke der Barmherzigkeit usw. Das alles aber stellte man im Ausland und namentlich in Deutschland auch bildlich dar, und die reich illustrierten Schriften mit derartigen Bildern gaben sogar unsern Meistern manche Anregungen für ihre Arbeiten. Nur an den Trachten der Personen erkennt man zuweilen den einheimischen Ursprung. Auch damit wäre demzufolge noch nicht die Schaffung eines bodenständigen, nationalen Kunstzweiges möglich geworden. Den Weg dazu wiesen die Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, und sie taten dies um so mehr, da die Maler die alten Eidgenossen so darstellten, als ob diese noch unter ihnen lebten, nur selten mit den schwachen Versuchen, ihre kriegerische Ausrüstung und Kleidung in die vergangener Zeiten zurückzubilden, was ihnen auch gewöhnlich infolge mangelnder Kenntnisse misslang. Schweizerisch bodenständig aber wurde die Glasmalerkunst erst, als man anfang, das tägliche öffentliche und private Leben zum Gegenstand ihres Bildinhaltes zu machen. Das führte zu Glasmalereien verschiedenartigsten Bildinhaltes. Für die künstlerische Leistungsfähigkeit der Glasmaler sind dabei die Hauptdarstellungen auf den Glasgemälden maßgebend. Sie sind aber viel weniger mannigfaltig und originell als die kleinen Oberbildchen, die während zwei Jahrhunderten mit den ersteren zu einem ei-

gentlichen kulturgeschichtlichen Bilderbuche für die Zeitgenossen wurden, wie es kein anderes Land reichhaltiger besitzt. In diesem Buche wollen wir eine kleine Umschau halten.

Im staatlichen Leben kam dem Söldnerwesen trotz seiner Bekämpfung durch Zwingli und andere einsichtige Männer, die es aus eigener Anschauung kannten, während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts immer noch große Bedeutung zu. Auf den Glasgemälden fand es aber seine Verherrlichung nur in kleinen Schlachtdarstellungen, die glückliche Feldhauptleute zur Erinnerung an ihre Solddienste als Oberbildchen auf ihren Wappenscheiben anbringen ließen. Wo es in den Hauptbildern erscheint, wollen sie davor warnen, so wenn eine junge Bürgerzfrau mit ihren kleinen Kindern dargestellt wird, deren Vorwürfe an ihren Mann uns auf einem Spruchbande kundgegeben werden: „Witt du in Krieg, bi uns nit sin, so nim mit dir die Kinder din.“

Häufiger werden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Darstellungen, die uns einen gefesselten Eidgenossen, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten, vorführen, denen er seine Freiheit um Geld verkaufte. (Abb. 1.) Darüber kämpft ein Vorfahr wütend gegen die Feinde, und auf einer Tafel steht die Warnung:

„Oh Eidgenos, gedenk diner Alten,
Die dir 's Land gesüberet, sy erhalten,
Daß kein Geld überwinden dich,
Sonst wirst beherrschet ewiglich.“

Aus freudigerer Stimmung heraus sind die Darstellungen der Armbrust- und Büchschenschießen und der Schützenfeste entstanden. Das Armbrustschießen blieb auch nach der Erfindung der Feuerwaffen ein beliebter Sport, den jung und alt pflegte, und er ist es in kleineren Kreisen geblieben bis auf den heutigen Tag. Die freiwilligen Übungen in den Feuerwaffen aber förderten die Regierungen durch Spendung ansehnlicher Gaben bei Wettschießen. Demzufolge entstanden seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr Schützenhäuser zu Stadt und Land, oft beschenkt, sogar von sämtlichen eidgenössischen Ständen, mit ihren Wappen als Fenster schmuck. Sie fanden darum auch häufig Darstellungen auf den Glasgemälden, wie u. a. das 1572 neu erbaute Schützenhaus in Zürich (Abb. 2).

Ein Hauptvergnügen der höheren Stände war die Jagd. Einst durfte sich jeder freie Markgenosse daran beteiligen, mit der Zeit aber ging das Recht dazu, soweit es wenigstens die auf Hirsche, Rehe, Hasen und die Vogelwelt betraf, auf die Herrschaftsherren in ihren Gebieten über, während die Niederjagd auf Raubwild wie Wölfe, Füchse, Wildschweine usw. auch den Bauern unter gewissen Einschränkungen zustand. Solche Jagddarstellungen sind darum zahlreich, namentlich auch in den Oberbildchen der Wappenscheiben vornehmer Herren. Seltener sind Einblicke in das Familienleben, und wenn sie uns gewährt werden, so finden wir gewöhnlich die Angehörigen bei fröhlichen Anlässen wie Gastereien oder Kartenspiel, selten bei häuslichen Arbeiten. Am fröhlichsten ging es bei den Festmählern auf den Stuben der



Abb. 2. Das neue Schützenhaus in Zürich mit einem Büchschenschießen 1572. (Schweiz Landesmuseum Zürich).

Gesellschaften und Zünfte zu (Abb. 3). Unsere Vorfahren liebten solche Anlässe; denn diese brachten einen fröhlichen Unterbruch in die Eintönigkeit des täglichen Lebens, da ihnen nicht, wie uns heute, so viele Gelegenheiten zu Unterhaltungen verschiedener Art geboten wurden. Selbst die Gerichtsherren ließen sich bei solchen Gelagen von den Glasmalern darstellen, ebenso wie bei den Tagungen zur Erledigung ihrer ernstesten Geschäfte. Ausnahmsweise schlossen sich sogar die reformierten Pfarrkapitel der schönen Sitte an, in ihre Versammlungslokale, sei es Kirche oder Privathaus, Scheiben zu stiften, auf denen sie, in Beziehung auf ihr Amt, die Ausgiekung des heiligen Geistes darstellen ließen, und der Pfarrer Malakrida schenkte 1660 seinem Kirchlein in Schloßwil (Kt. Bern) sogar ein Figurenscheibchen, auf dem er sich darstellen ließ, wie er seinen Gemeindegossen das Abendmahl ansteilt.

Aber viel häufiger sind die Darstellungen von Gewerben und Handwerken. Unter den ersteren steht das der Metzger oben an. Gewöhnlich dreht die Frau einem Stier den Kopf gegen ihren Mann, der das Schlachtbeil schwingt, und dabei verrät ihre vornehme Kleidung, daß Armut nicht bei diesem Stande zu Gast war. Auch die Bäcker und Müller fehlen nicht, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts kommt es sogar vor, daß alle Handwerke einer Stadt auf einem Glasgemälde vereinigt erscheinen.

Selbst die gelehrten Berufe und solche, die mit der Zeit dazu wurden, fehlen nicht. Das waren die der Bader, Scherer und Wundärzte, aus denen der Arzteberuf hervorging. Badestuben, darin auch geschröpft wurde, fehlten selten auf dem Lande, und bei dieser Beschäftigung ließen sich deren Inhaber sogar mit Vorliebe darstellen, wie die Ärzte bei schwierigen Operationen. Die Beschäftigungen der

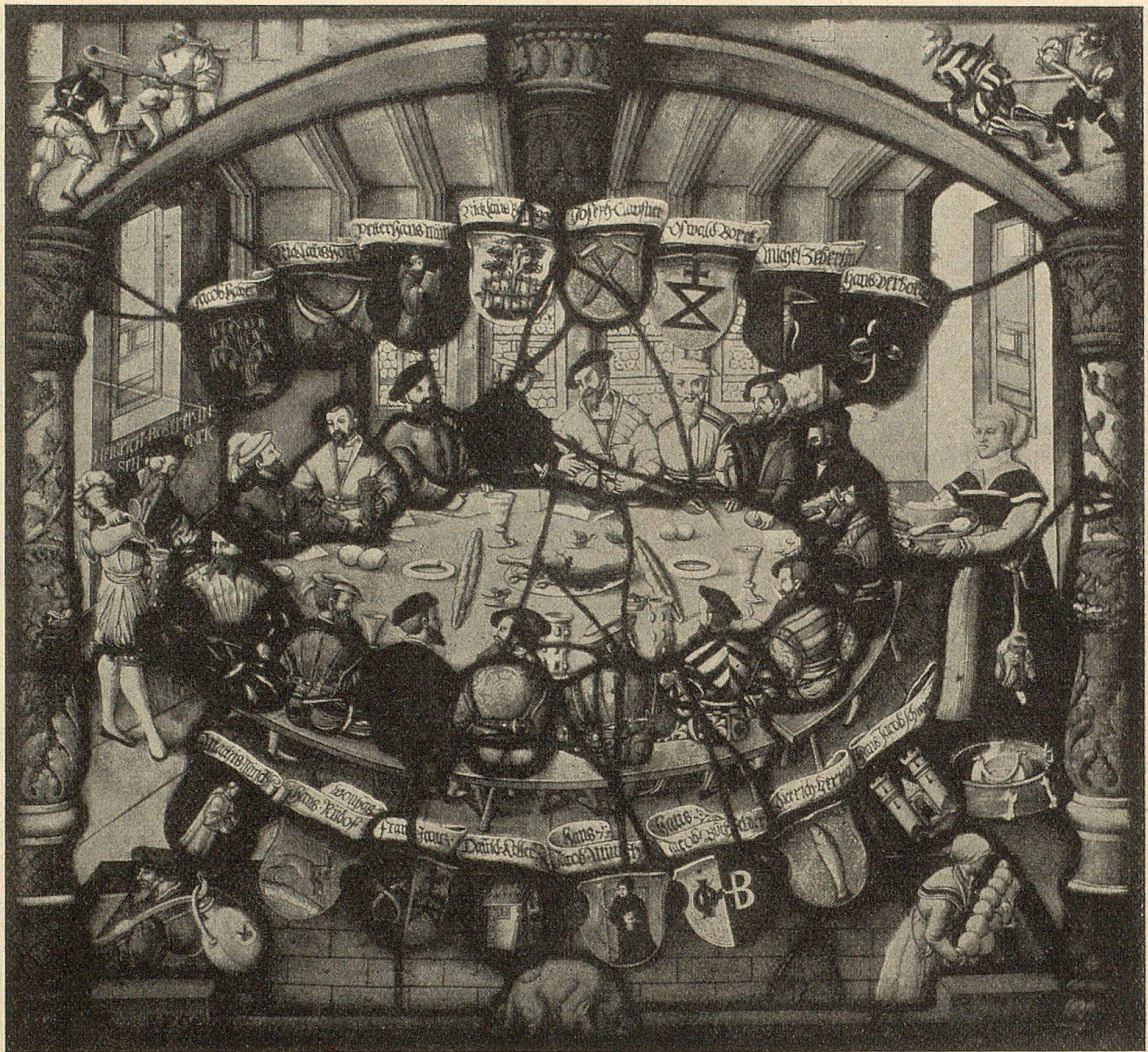


Abb. 3. Die Schneiderzunft in Basel beim Festmahl. 1554. (Historisches Museum in Basel).

Bauern und Landjunker lernen wir namentlich aus den Darstellungen der vier Jahreszeiten und der zwölf Monate kennen, aber viel eingehender als heute in den Monatsbildern der Kalender, die davon nur verblaßte Nachbilder sind. Denn diese Beschäftigungen waren für unsere Voreltern von weit größerer Bedeutung als für uns. Dabei spielt neben dem Land-, Obst- und Weinbau wieder die Jagd eine hervorragende Rolle. Sie leiten den auf den Glasmalereien allgemein gebräuchlichen Bilderkreis über zu dem besonderen auf den sog. *B a u e r n s c h e i b e n*, der etwas eingehender für den Leserkreis unseres Kalenders dargestellt werden soll.

Die mittelalterliche Kunst stellte den Bauer selten dar, und wenn sie es tat, unterscheidet er sich von den andern Personen wenig. Sein Stand wurde am Schlusse der gesellschaftlichen Rangordnung aufgeführt, aber verachtet war er deswegen nicht, denn er war der Nährstand. Nur wenn einzelne junge Bauernsöhne es den übrigen Ständen und namentlich

dem Adel in seiner äußeren Erscheinung und seiner Lebenshaltung gleich tun wollten, wurden sie von den Dichtern verhöhnt, weil sie nur die Ausartungen nachahmten. Das änderte sich im Verlauf des 15. Jahrhunderts, als auch dieser Stand mit dem Adel wirtschaftlich herunterkam, beide auf Kosten des aufstrebenden Bürgertums der Städte. Nirgends zeigt sich das deutlicher als in den Darstellungen seiner Angehörigen durch die Künstler, in denen sie uns seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als rohe, verlumpte Gesellen entgegentreten und nicht minder widerwärtig ihre Frauen. Aber auch die Chronikschreiber, sofern sie überhaupt vom Bauer zu berichten es der Mühe wert halten, drücken sich über ihn nur verächtlich aus und tadeln namentlich auch seinen Charakter als hinterlistig und verschlagen, wogegen sie ihm eine gewisse Schlaueit in Anbetracht seiner schlimmen wirtschaftlichen Lage zubilligen. In der alten Eidgenossenschaft sank allerdings seine Mißachtung nicht so tief herab wie in den Nachbarstaaten, namentlich

in Süddeutschland, wo seine Verarmung zufolge der vielen Fehden zwischen dem Adel und den Städten, während derer sich beide ihre Dörfer und Gehöfte vermühten, raschere und unheilvollere Fortschritte machte. Vor allem aber vergaß der Städter nicht, daß einst die Anfänge der schweizerischen Freiheit vom Bauernvolk der Waldstätte erkämpft worden waren. Zweifellos gab es namentlich unter den Bewohnern der Alpenlande viele arme Leute; dafür fehlte es in den fruchtbareren Gegenden nicht an wohlhabenden, wo Viehhandel und Weinbau blühten. Das beweist ihre Teilnahme an der Sitte der Glasgemäldeschenkung und die Art und Weise, wie sie sich auf ihnen darstellen ließen. Wohl beschränkte sich die erstere zunächst auf die Gastwirte, Weinbauern, Fuhrleute und Viehhändler; sie kam auch erst später auf als in den Städten, aber die Beteiligung an ihr und die Freude an diesem neuen Fensterschmuck waren seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auf dem Lande nicht geringer als in jenen. Den obengenannten Berufen folgten bald die Vertreter der bäuerlichen Handwerke, wie die Huf- und Wagenschmiede, die Wagner, Zimmerleute und sogar die Schindelmacher. Infolgedessen wurden auch die Darstellungen des bäuerlichen Lebens bei Arbeit und Lustbarkeiten recht mannigfaltig, namentlich in den Oberbildchen.

Weniger Bedeutung kommt auf den Glasgemälden dem *Wappenwesen* zu; denn dieses war aus dem Adel hervorgegangen und ursprünglich einzig seine Angelegenheit, bis sich dann auch die städtischen Aristokraten und die Bürgerschaft daran beteiligten. Erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts bildete sich auch eine sogenannte Bauernheraldik aus. Zu einheitlicher Pflege gelangte sie aber nie; denn eigentliche Wappenscheiben kamen auf dem Lande nicht in Aufnahme, es sei denn ausnahmsweise bei Beamten. Die Wappenschilder blieben klein und wurden gewöhnlich neben der Inschrift des Stifters am Fuße der Scheiben in die beiden Ecken gestellt. Auch fügte man ihnen nur selten ein sog. Oberwappen, d. h. einen Helm mit Helmdecke und Helmzier bei, aus dem richtigen Empfinden, daß solche Zierden dem Bauernstande nicht

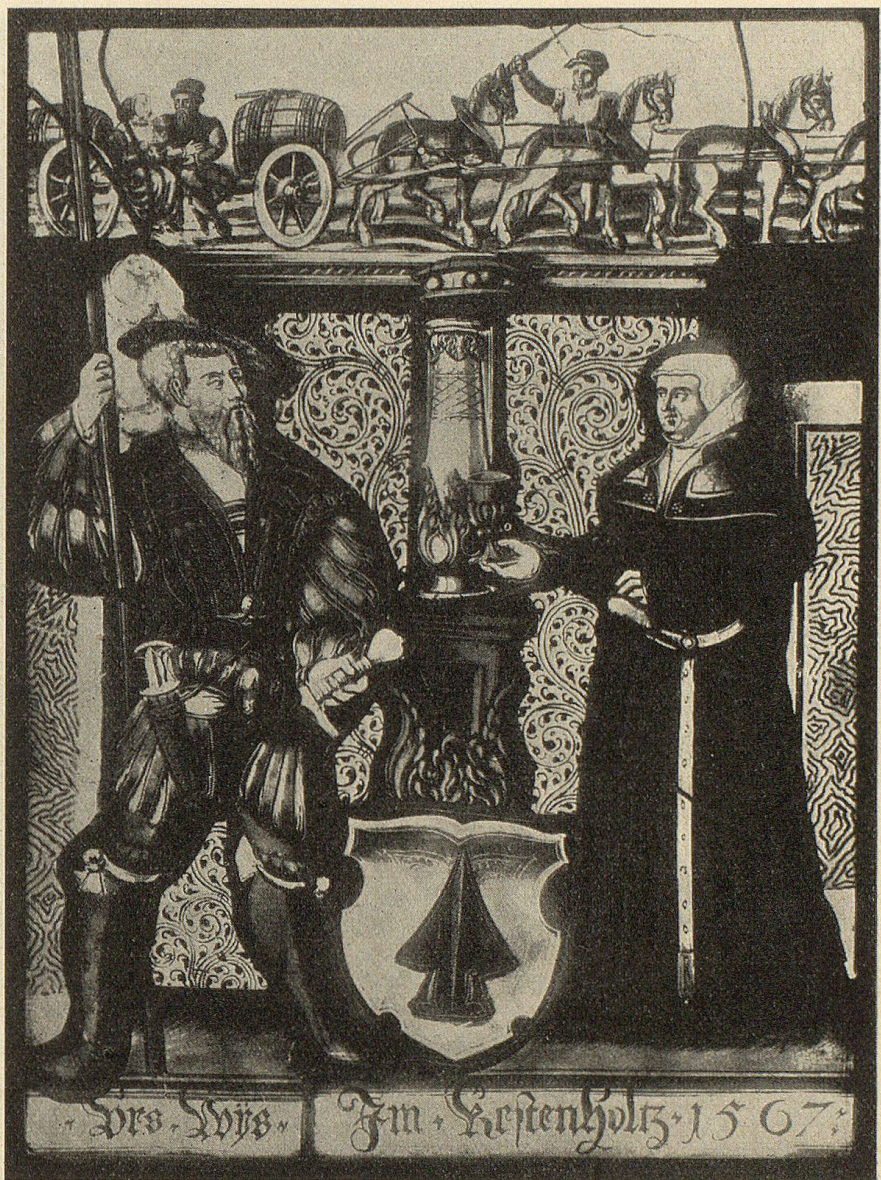


Abb. 4. Urs Wyl im Kestenholtz und seine Frau. Darüber eine Weinfuhre. 1567. (Historisches Museum Solothurn).

zugehören. Als Schildbild, d. h. als Wappen, benutzte man gewöhnlich die althergebrachten Hausmarken und Abzeichen des Standes, wie Pflugeisen, Rebmesser u. dgl., oder das Mühlrad oder Mühlseisen für den Müller, ähnlich wie es auch manche Bürger auf ihren Wappen zu tun pflegten. Dabei kam es vor, daß sogar Brüder, je nach ihrer Beschäftigung als Landwirt, Rebmann, Fuhrmann, Gastwirt usw. nicht ein gemeinsames Wappen führten, sondern die Abzeichen dieser Berufe.

Eine bäuerliche Glasmalerkunst eigenen Charakters, wie sog. Bauernkünste auf andern Gebieten handwerklicher Betätigung, bildete sich aber nicht aus. Denn die Landleute blieben für ihren Bedarf an



Abb. 5. Barbara Hofstetter zu Kappel im Toggenburg mit ihren drei Söhnen und der Braut des jüngsten. 1612. (Schweizerisches Landesmuseum in Zürich).

Glasmalereien auf die städtischen Meister angewiesen, und wo Versuche gemacht wurden, dieses Kunsthandwerk in Dörfern einzuführen, hatte es zufolge des Schutzes der städtzünftigen Organisationen durch die Räte ein kurzes Dasein. Es kann darum nicht befremden, wenn die sog. Bauernscheiben auch in ihren bildlichen Darstellungen den bürgerlichen nachgebildet wurden. Für solche war schon seit den 1550er Jahren eine besondere Art beliebt geworden, die den Besteller resp. Stifter des Glasgemäldes darstellt, wie ihm seine Frau einen silbernen Becher oder ein kostbares Glas mit Wein darbietet, beide in festtäglicher Kleidung mit des Mannes Wappen. Darüber stellt sie gewöhnlich ein kleines Bildchen bei ihrem Berufe oder bei einer fröhlichen Gasterei dar. Später wurden solche Familienbilder ganz besonders auch auf dem Lande beliebt. Darauf erscheint der Mann im Ehrenkleide kriegerischer Ausrüstung, mit oder ohne Harnisch, aber stets bewaffnet mit Schwert, Dolch, Halbarte oder Musquete, selten mit einer Pike, und in gespreizter Stellung (Abb. 4). Einen wesentlichen Unterschied in der Erscheinung zwischen Bürger und Bauer gibt es dabei nicht, ebensowenig wie zwischen ihren Frauen. Den Stand verraten nur die Ober-

bildchen. Hier sehen wir den Landmann hinter dem Pfluge, gezogen von zwei oder drei stattlichen Jochen Vieh, oder als Besitzer einer weidenden Viehherde, einer Alpwirtschaft mit Sennerei, beim Melken, bei der Käsebereitung, oder als Alphornbläser, aber auch beim Rebwerk und an der Weinpresse, als Fuhrmann mit reicher Ladung oder als Säumer über das Gebirge. Recht oft begegnen wir ihm als Vieh- oder Pferdehändler, als Gastwirt, wie er oder seine Frau vor dem Hause die Gäste empfängt, daneben wie sie diese bewirten, und als prozigem Müller vor der Mühle, der ein Bauer seinen schwerbeladenen Esel zutreibt. Seltener beschlägt er als Hufschmied ein Pferd, fügt als Wagner ein Wagenrad zusammen und treibt ihm den Reifen an, oder er zimmert auf dem Werkplatz mit Gesellen die Balken zum Blockhaus, das nebenan aufgerichtet wird. Dadurch erhalten wir einen Einblick in das bäuerliche Leben vergangener Jahrhunderte, den uns in solcher Reichhaltigkeit nur die Glasgemälde bieten. Merkwürdigerweise aber muß sich das Hauptbild des Glasgemäldes fast immer mit der gleichartig wiederkehrenden Darstellung der Wein kredenzenden Ehefrau begnügen. Wenn ausnahmsweise vom Besteller eine andere

gewählt wurde, dann entnahm man sie dem Kreise der bürgerlichen. Nur ein Glasgemälde von 1576 ist uns bekannt, auf dem ein Bauer mit seinem Knecht einen Lattenhag um seinen Garten erstellt und sich dabei vorübergehend mit seiner am Spinnrad vor dem Hause sitzenden Frau unterhält, neben der ihr Wickelkind in der Wiege liegt. Darüber aber sehen wir sie beim Milchfieden am mächtigen Käsefessel und den Mann beim Melken der Kühe. Nie treten uns als Hauptdarstellungen die Bauersleute in einer armjeligen Arbeitskleidung entgegen, wie auf den Handzeichnungen und Kupferstichen vom Ende des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts. Das ist begreiflich; denn sie wollten im Farbenglanz des Fensterschmuckes den Städten nicht nachstehen.

Diese einfache Darstellung eines Ehepaares erweiterte man zuweilen zum Scheibenpaare durch die von Geschwistern oder Schwägern, oder man vereinigte beide auf einer Doppelscheibe. Noch beliebter aber waren die Familienbilder. Nicht ohne Stolz ließ sich der Vater mit seinen Söhnen darstellen, die volljährigen im Schmuck der Waffen, wie er selbst, die jüngern mit der Armbrust, verheiratete Töchter mit ihren Männern, die ledigen im Schmuck eines Kränzleins im Haar. Frauen stifteten zum Andenken an ihre Männer Gedenkscheiben, auf denen sie sich mit dem verstorbenen und, wenn sie wieder verheiratet waren, mit dem lebenden Manne oder sogar mit beiden darstellen ließen. Eine reizende Bauernscheibe besitzt das

Schweiz. Landesmuseum. Darauf steht die verwitwete Mutter Barbel Hofstetter zu Kappel (St. Gallen), in der Hand den schönen Silberbecher zum Willkomm, hinter der jugendlichen Braut ihres jüngsten Sohnes auf der einen Seite. Von der anderen schreiten ihre drei Söhne im vollen Waffenschmuck auf beide zu, voran der Bräutigam, dem sein Bräutchen, Barbel Blum, eine Rose darbietet. Im Oberbild verrät eine große

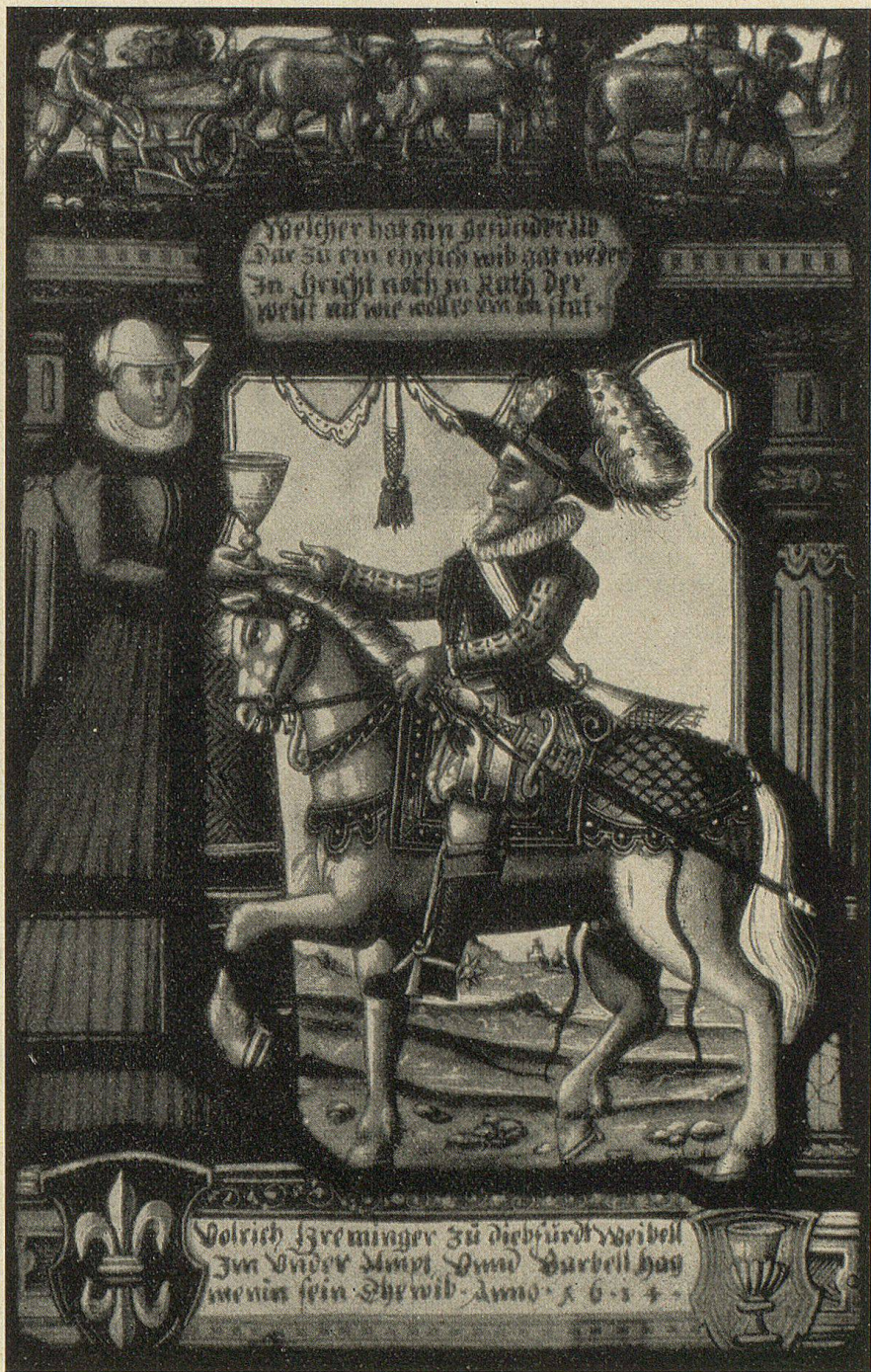


Abb. 6. Ulrich Greminger zu Dietfurt, Weibel im Unteramt, und seine Frau. 1614. (Historisches Museum St. Gallen.)

Viehherde den Wohlstand der Familie (Abb. 5).

Beliebt waren auch Kameradschaftscheiben, auf denen sich gute Freunde zusammen darstellen ließen und die sie auch gemeinsam schenkten. Während des Dreißigjährigen Krieges scheint es manchen Bauern in der Ostschweiz so gut gegangen zu sein, daß sie in

ihrer gespreizten Stellung und in ihrer Wohlbeleibtheit als richtige Prozen erscheinen und dadurch gewiß nicht den lächerlichen Eindruck bei den Beschauern erregen wollten, den sie heute auf uns machen. Schließlich genügte es manchem reichgewordenen Bauer auch nicht mehr, sich im Festtagskleide oder im Harnisch darstellen zu lassen, sondern nur noch zu Pferde. Wenn ihm auch so noch seine Frau den Becher reichen sollte, machte eine solche Darstellung dem Glasmaler Schwierigkeiten, die er nicht besser zu überwinden vermochte, als daß er die Frau beinahe so groß zeichnete wie Roß und Reiter zusammen (Abb. 6). Wie solche Reiter dachten, verrät dann gewöhnlich eine Schrifttafel. So die auf der Scheibe des Hans Bösch zu Kappel im Toggenburg und seiner Frau Maria Köppen aus Oberwies von 1621, welche lautet:

„Sett ich gottes gnad und gunst
Und aller wäldt witz und kunst,
Ein jungen gesunden lib,
Ein eliches, fründliches, schönes wib,
Darzu gnuog gold und gältt,
Und hätt mich lieb alle wält,
Und auch genug süßen win,
So woldt ich alle zeit fröhlich sin.“

Ein anderer preist als höchstes Glück auf Erden ein schönes Pferd, ein schönes Weib und Geld genug. Der Weibel Ulrich Greminger zu Dietfurt (Toggenburg) aber meint:

„Welcher hat ain gesunder Lib,
Darzu ein ehrlich Wib,
Gahet weder in Gricht noch in Rath,
Der weiß nit, wie woll es um in stat.“

Gemeinschaftssparen.

Sparbarkeit ist eine Eigenschaft, die den einzelnen Menschen von der Natur in sehr verschiedenen Graden mitgegeben wurde. Sie wird auch vielfach durch die äußeren Verhältnisse bestimmt, und da sie mehr oder weniger auf Freiwilligkeit begründet ist, unterliegt sie naturgemäß den größten Schwankungen. Manch einer, der heute über ein stattliches Sparguthaben verfügt, erinnert sich vielleicht gerne an jene bescheidene Sparbüchse, die wohl beliebig viele Münzen aufnahm, aber keine herausgab, ohne daß man das zierliche Gefäß in Scherben schlug. Der milde Zwang förderte die Freude am Sparen, und geduldiges Ausharren wurde in der angenehmsten Weise belohnt.

Auch der Ernst des Lebens erfordert manchmal einen milden Zwang, wenn das Sparen planmäßig durchgeführt werden soll. Gerade darin liegt einer der großen moralischen und volkswirtschaftlichen Vorzüge der Lebensversicherung, daß sie eine wohlorganisierte Form des Sparens darstellt, die nur bei konsequenter Weiterführung ihren Zweck zu erfüllen vermag.

Als man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Kanton Bern eine Reiterei einführte und sie in Dragonerkompagnien einteilte, da war es der Stolz der ländlichen Offiziere und Unteroffiziere, sich in ihren Graden auf Glasgemälden darstellen zu lassen. Aber auch die Infanteristen wollten ihren Kameraden gegenüber nicht nachstehen. So ließ sich der Korporal Siegfried im Auszug der Stadt Zofingen malen, wie er mit seiner Mannschaft exerzierte. Schließlich erscheint sogar der Kuhhirt der untern Gemeinde der Stadt Bern 1716 als Alphornbläser auf einem Glasgemälde und rühmt sich darauf, daß ihm als wackerem und sorgfältigem Manne die Gemeinde schon seit viel Jahr und Tagen ihre Herde anvertraue. Wir sehen daraus, wie lange selbst in den angesehensten Städten der Eidgenossenschaft noch nebenbei Landwirtschaft getrieben wurde.

So verblühte allmählich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die einst so farbenprächtige, vornehme Glasmalerkunst in handwerklichen Arbeiten für die Landbevölkerung und die einfachsten Bürger in den Städten. Für die Darstellungen unseres Volkslebens hatte sie zu dieser Zeit ihre beherrschende Bedeutung eingebüßt. Denn Kupferstich und Holzschnitt boten dafür einen mehr als reichen und der erstere auch einen künstlerisch viel höher stehenden Ersatz. Dessenungeachtet bleibt den Glasmalern, wie seit dem 17. Jahrhundert auch den Ofenmalern, das Verdienst, unser Volksleben ihrer Zeit im Bilde festgehalten und damit vielen dankbaren Generationen Freude und Belehrung verschafft zu haben.

Nekrolog auf einen Staatsmann.

Solang man sich erinnern kann,
War dieser das Karnickel.
Nun setzen sie die Schaufel an
Und greifen zu dem Pickel.

Sie graben ihm sein letztes Loch;
Nun wird er diskutabel.
Es heißt: „Im Grunde war er doch
Nicht gar so miserabel.“

Und wenn man's recht betrachten tut,
War manche seiner Taten
Doch schließlich ganz verteuvelt gut
Und wirklich wohlgeraten.

Und überhaupt und außerdem:
Er war ein wackrer Kämpfe.
Und wer's nicht glaubt, wirkt unbequem
Und kriegt eins mit der Plempe.“

Das alte Liedlein hört man hier
An neuen Strophen weben:
Was lebt und wirkt, erdrosseln wir;
Was tot ist, läßt man leben.